

DIE SUCHT NACH LEBENDIGKEIT

Ein erweiterter Drogenbegriff

Peter Strasser

Meine Damen und Herren, da ich mich vornehmlich mit philosophischen Themen befasse, habe ich zu Begriff und Phänomen der Droge – einmal abgesehen von einem begrenzten Repertoire an persönlichen Erfahrungen – einen eher abstrakten Zugang. Das kann für Professionisten und Helfer, die in den Milieus der Drogenabhängigen arbeiten, nur von beschränktem Interesse sein. Ich kam der Einladung, auf dieser Tagung zu sprechen, daher zwar gerne, aber doch vor allem deshalb nach, weil sich der Veranstalter entschlossen hatte, als Generalthema das *Gute Leben* zu wählen.

Damit wurde auf ein altherwürdiges Thema der praktischen Philosophie zurückgegriffen, vermutlich in der Absicht, die zivilen Herausforderungen „Droge“ und „Sucht“ nicht bloß aus dem engen Blickwinkel von Illegalität, Bekämpfung, Prävention und der im engeren Sinne therapeutischen Intervention zu betrachten. Drogen oder drogenartige Substanzen wie überhaupt suchterzeugende „Lebensmittel“ – das Wort nicht nur in Anführungszeichen gesetzt – sind eben Mittel zum Leben, und zwar häufig mit dem Ziel, das Leben zu erleichtern oder es aufregender zu gestalten. Obwohl man nicht aus den Augen verlieren sollte, dass gerade unter den Jugendlichen beim Einstieg in die Welt der Drogen vielfach die Neugierde und die Nachahmung im Vordergrund stehen, ist es doch wesentlich die Funktion des Drogenkonsums seit jeher, dem Leben eine *Erlebnisseite* abzugewinnen, die im Zustand der Nüchternheit nicht erreichbar scheint.

Dabei möchte ich, unter dem Aspekt unseres Generalthemas – der Frage des Guten Lebens – von jener Variante des Drogenkonsums weitgehend absehen, der darauf abzielt, das schmerzhaft bewusste Leben auszuschalten und in einen an Schlaf grenzenden Nebel der Leidlosigkeit einzutreten. Von einer Suche nach dem Guten Leben wird ja kaum die Rede sein können, wenn das Ziel die Auslöschung all jener Empfindungen ist, die das Wachleben zu einer fortdauernden Qual machen. Ich werde mich also auf

den Gebrauch von Drogen im Dienste des Strebens nach mehr Lebendigkeit, nach einem intensiven Gefühl der eigenen Existenz konzentrieren. Als ich gebeten wurde, meinem Vortrag ein Resümee vorzuschicken, habe ich mich folglich bemüht, unter der Überschrift „Die Sucht nach Lebendigkeit“ eine Zeitdiagnose *en miniature* zu geben:

Es gibt heute einen Zombie-Kult. In dessen vergnüglichem Grusel spiegelt sich aber auch unsere Angst, lebendig tot zu sein. Menschen neigen dazu, unter Zuständen der Leblosigkeit zu leiden, von der bohrenden Langweile bis zur tödlichen Depression. Lebendigkeitssteigernde Mittel gehören zur menschlichen Kultur. Solche Mittel sind – streng genommen – Drogen, denn sie erzeugen Sucht: Man will sich wieder und wieder lebendig fühlen. Beim Kampf gegen jene Drogen, die wegen ihres aggressiven Einwirkens auf Organismus und Psyche nicht toleriert werden, wird leicht übersehen, dass unsere postmodernen Gesellschaften keine nachhaltige Lebendigkeitskultur generieren. Klassisch „existenzielle Drogen“ – sei es die Religion, ein politisches Heilsprogramm oder die bürgerliche Selbstverwirklichung – sind weitgehend passé, zumindest im Westen, trotz religiöser Erhitzung rundum. Hingegen bleiben spirituelle Techniken, glamouröse Inszenierungen oder Extremsportarten nur kleinen Gruppen aus der großen Masse zugänglich. Das rasche Abgleiten in zerstörerische Suchtmittel, beginnend bei den Partydrogen, ist Symptom einer zivilisatorischen Krise, unter der besonders junge Menschen leiden.

Ich sprach von „existenziellen Drogen“. Und ich kann mir gut vorstellen, dass Menschen, die sich auf der Straße um andere Menschen kümmern, welche Opfer ihrer Drogensucht zu werden drohen oder bereits geworden sind, mit einem solchen Begriff wenig anzufangen wissen. Eine existenzielle Droge, das klingt nach einer Metapher für eine relativ harmlose Passion, verglichen mit dem stummen und schreienden Unglück, mit der Gier bei schweren körperlichen Entzugserscheinungen, mit der seelischen Zerrüttung und der sozialen Deklassierung, welche den längerfristigen Konsum von Alkohol und sogenannten harten Drogen verlässlich begleiten: Drogen, welche die Chemie des Gehirns irreparabel verändern und, vom medizinischen Standpunkt aus, schädigen.

Es gibt einen guten Grund, warum die in den USA und anderen Ländern weitverbreitete Kultur der anonymen Drogensüchtigen – allen voran die Anonymen Alkoholiker – ihre Treffen rituell mit einem Bekenntnis der sich jeweils zu Wort Meldenden beginnen, auch wenn diese schon jahrelang kein

Suchtmittel mehr konsumiert haben: „Ich bin Alkoholiker ...“, und so weiter. Die dahinter stehende Erkenntnis lautet: Einmal drogensüchtig, immer drogensüchtig. Das Beste, was man demnach erreichen kann, ist ein trockener Alkoholiker oder Fixer zu sein, der weg ist von der Flasche oder der Nadel.

Vor dem Hintergrund des gewöhnlichen Drogenelends mag daher die von mir apostrophierte „existenzielle Droge“ zur Abwehr diverser Lebloigkeitszustände, oft gepaart mit der Nervosität eines dauergestressten Lebens am Rande des Burn-Out, als ein soziales Luxusphänomen erscheinen. Tatsächlich handelt es sich dabei, wie erwähnt, weniger um Substanzen als um Techniken, die den wohlhabenden und eher gebildeten Schichten vorbehalten bleiben, und zwar mit dem Ziel, das tägliche Einerlei durch ein gesteigertes Lebensgefühl auszubalancieren. Dafür bedarf es keineswegs religiöser oder spiritueller Hochgefühlinszenierungen; es müssen auch nicht immer Praktiken der künstlichen „Glückshormone“-Produktion, der Anhebung des Dopamin- und Endorphin-Spiegels durch sportliches Working Out oder körperliche Extremlleistungen sein. Paradoxerweise können Aktivitätsprogramme, die nach einem bestimmten Lebensstil süchtig machen, an genau jenen Orten stattfinden, die zugleich das Gefühl anstacheln, nur noch als eine Art Zombie zu existieren: Dort tummeln sich vorzugsweise die karrierestrebsamen Workaholics, die es nach Geld und Macht gelüftet.

Es gibt existenzielle Drogen, die zum typischen Lebensstil der Lebendigkeitsoptimierung unter den Wohlhabenden und Reichen gehören, wobei zusätzlich chemische Modedrogen eine meist nicht unerhebliche Rolle spielen. Dieses wohlbekanntes Phänomen darf uns jedoch nicht über folgenden Umstand hinwegsehen lassen: Die – wie ich sagen möchte – Sucht nach Lebendigkeit selbst ist allgegenwärtig, weil es sich dabei um ein allgemeines menschliches Phänomen handelt. Wir fliehen die Monotonie und Langeweile; uns graut davor, auf Dauer in streng affekt kontrollierten, gefühlsschwachen Umwelten arbeiten und unsere Freizeit verbringen zu müssen. In genau diese Richtung jedoch bewegt sich unsere Gesellschaft im großen Durchschnitt, solange sie an jener epochalen Formation teilhat, die der Soziologe Norbert Elias den „Prozess der Zivilisation“ nannte.

In sogenannten zivilisierten Gesellschaften werden die Auslösesituationen starker Gefühle und die ihnen entsprechenden Affekthandlungen systematisch zurückgedrängt zugunsten der Fähigkeit, gewaltfrei und zweckrational zu handeln. Nicht nur Bankleute, auch andere Dienstleister – etwa die Verkäufer von Gebrauchsgütern des Alltags –, sollten sich ihren Kunden gegenüber keine Gefühlsausbrüche leisten. Dasselbe gilt in erhöhtem Ausmaß

für alle helfenden Berufe. Sind die Standards zivilisierten Verhaltens erst einmal etabliert, dürfen sogenannte asoziale Impulse weder öffentlich noch gar im Privatleben spontan ausagiert werden. Man ist angehalten, niemals die Selbstkontrolle zu verlieren und, sofern es um die eigene Familie geht, stets anteilnehmend, freundlich und angemessen besorgt zu handeln. Gleichzeitig regeln die Menschen sogar ihre intimen Beziehungen immer stärker vertragsmäßig, bis hin zum Sex und hinein ins Ehebett.

Die subjektiven Folgen dieser Entwicklung diagnostizierte Elias allerdings noch weniger im massenhaften Auftreten von Gefühlen der Leblosigkeit und einer Gier nach gefühlsintensiven Erregungsumwelten. Unter dem Einfluss Freuds stehend, sprach er davon, dass der äußere Kriegsschauplatz quasi nach innen verlegt wird. Das bedeutet, dass die psychischen Spannungen, vornehmlich Zustände der Angst und Aggression, zunehmen. Heute müssen wir indessen feststellen, dass der soziale Zombie und der Mensch am Rande des Amoklaufs häufig bloß die zwei Seiten einer Medaille sind. Bei äußerlicher Befriedung unserer Habitate steigert sich der innere Unfriede, gepaart mit innerer Leere, leicht bis zur Unbeherrschbarkeit, vor allem unter verarmten Lebensbedingungen, die zur Untätigkeit verurteilen.

Wird ein Ausbruch aus dem zombieartigen Psycho-Ghetto möglich, sei es durch Drogen, sei es durch spirituelle Praktiken, dann treten Lebendigkeitserlebnisse auf, die man nicht mehr missen möchte. Um jedoch solche Erlebnisse auf Dauer zu stellen und auf dem einmal erreichten Niveau zu halten, müssen die entsprechenden Anreize intensiviert werden. Das erzeugt wie von selbst eine Spirale, hinein in eine Lebendigkeitssucht, die beim militanten Veganismus, bei der Anorexie, beim Konsum von Heroin oder im Aufbruch zum Jihad enden mag.

Ein erweiterter Drogenbegriff wird also notwendig, sobald man erkannt hat, dass unter der Bedingung des Zivilisiert-Seins den verschiedensten Suchtphänomenen ein *existenzielles Radikal* zugrunde liegt: die Sucht nach Lebendigkeit. Dadurch wird keineswegs verneint, dass es Menschen gibt, deren physiologische Situation sie besonders anfällig macht, einer Sucht anheimzufallen. Einige Zigaretten oder ein paar Flaschen Wodka mögen reichen, um das Flämmchen einer Gier auflodern zu lassen, das bald einen Suchtbrand entfachen wird, weil sich das Lebendigkeitsverlangen mit einer körperlichen Abhängigkeit von der Droge unlösbar verbunden hat ...

Nun, seit der Antike gibt es die Vorstellung vom Guten Leben, die man auch als die Suche nach einer Lebendigkeitsform jenseits von Ausschweifung und Sucht begreifen kann. Wenn die heutige Drogenhilfe dem sucht-

kranken Menschen eine Perspektive hin zu einem – wie es formelhaft heißt – „lebenswerten und sinnvollen“ Leben eröffnen will, dann steckt dahinter ebenjene altüberkommene Vorstellung. Ich möchte im Folgenden kurz erläutern, worin die Attraktivität, aber auch Problematik dieser Bezugnahme im Kampf um eine drogenfreie Existenz liegt.

Gehen wir von einem der einflussreichsten Konzepte des Guten Lebens aus – dem klassischen Konzept, das uns durch die Ethik des Aristoteles vermittelt wurde. Für den Philosophen im vierten vorchristlichen Jahrhundert realisierte sich das Gute Leben im Vollzug von Tugenden, die er als das rechte Mittelmaß, die *mesotēs*, zwischen zwei Lebensextremen begriff. Diese Art der Festlegung weist auf eine Typik des antiken Charakters hin. Der Mensch war von Natur aus affektgetrieben, was seiner Reifung zum Bürger und Staatsmann abträglich sein musste. Zügelung tat not, damit ein nach innen hin friedliches und gerechtes und nach außen hin immerhin vertragsfestes und dabei gegenüber feindseligen Einmischungen abwehrbereites Gemeinschaftsleben möglich wurde. So etwa lag die rechte Mitte zwischen den Lastern des Geizes und der Verschwendung in der Freigebigkeit; zwischen Feigheit und Tollkühnheit im Mut; zwischen Gnadenwillkür und sklavischer Befolgung des Gesetzes im Versuch einer ausgleichenden Gerechtigkeit.

Zwei Aspekte der Aristotelischen Ethik hinsichtlich des heilsamen Mittelmaßes fallen sogleich ins Auge:

Erstens, was immer man unter dem Ideal der *mesotēs* im Einzelnen zu verstehen hätte, es ist zugeschnitten auf eine antik-bürgerliche und adelige Wohlbefindlichkeit, die nicht mehr der puren Überlebensdevise des Bertold Brecht aus der *Deigroschenoper* untersteht: „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.“ Die Grundbedürfnisse des Lebens müssen schon befriedigt sein, damit sich der Mensch der Aufgabe zu widmen vermag, die eigenen Affekte insgesamt auf einen Lebensstil einzupendeln, der stets moderat und standhaft bleibt, das heißt, weder der einen noch der anderen Seite, weder dem Streben nach Lust noch der Abwehr von Unlust zu sehr nachgibt.

Der zweite Aspekt resultiert aus dem langen Horizont, auf den ein tugendhaftes Leben bezogen bleibt; der Lohn der Tugend liegt im Gelingen einer Biografie. Hingegen wird man – um ein einprägsames Bild für den Suchtkranken zu wählen – vom Ertrinkenden nicht verlangen, sich während des drohenden Versinkens in der Flut nach dem Tugendmodell der rechten Mitte zu verhalten. Er kann und darf es sich mit Blick auf eine angenehme

fernere Zukunft nicht leisten, im Gebrauch der Droge nach der „rechten Mitte“ zu suchen. Die Abstinenz als Prinzip der Lebensrettung und Bedingung der Möglichkeit einer moralischen Existenz, kennt keine rechte Mitte, nur das radikale „Nie wieder!“.

Deswegen gilt es unter den Anonymen Alkoholikern auch als Sakrileg, vom Guten Leben zu reden. Man redet stattdessen vom „guten Tag“, und das ist ein Tag, an dem man nicht rückfällig wurde. Sicherlich, nach der Phase des Akutentzugs wird es dringlich, im Leben ein Maß an Zufriedenheit zu suchen, das über den bloßen Kampf gegen die Gier nach der Droge hinausreicht. Hier aber kann uns eine Tugendethik nur weiterhelfen, wenn ihr folgender Gedanke zugrunde liegt: Für den trockenen Süchtigen ist das Ziel seiner Anstrengung eine tägliche Praxis, die jenseits von Zuständen des Hochgefühls oder der Bewusstseinsdämpfung dennoch nicht immerfort als eine Art Tod im Leben erlitten wird. Sich lebendig zu fühlen, ohne wieder den Weg der Sucht zu beschreiten – das ist es, was die Tugend der rechten Mitte im vorliegenden Fall nur meinen kann.

Doch um ein solches Ziel annähernd erfolgreich anzustreben, müssen soziale und persönliche Voraussetzungen gegeben sein, die – zumal bei gestörtem Familienhintergrund und mangelnder Ausbildung für einen Beruf – ohne Hilfe meist nur schwer oder gar nicht zu erreichen sind. Hieraus erwächst dem Sozial- und Fürsorgestaat eine Verpflichtung, demjenigen, der sich aus der Hölle der Abhängigkeit dauerhaft herausarbeiten möchte, durch erfolgversprechende Hilfen beizuspringen, ob es sich um die Beratung bei medizinischen und psychologischen Problemen, bei administrativen und beruflichen Angelegenheiten, bei der Lösung des Wohnungsproblems oder einfach um eine ökonomische Unterstützung zur Überwindung der Armutsfalle handelt. Ich denke, man braucht kein großer Kenner der Situation zu sein, um feststellen zu dürfen, dass ohne derartige Hilfestellungen die Rede von einem möglichen „zufriedenen und sinnerfüllten“ Leben eine bloße Floskel bleibt, die in dem Maße niemandem hilft, wie sie die Umwelt zu nichts verpflichtet.

Besser als bei Aristoteles wird der möglichen Idee des Guten Lebens im Kontext der Sucht und ihrer Zügelung durch eine Lehre Rechnung getragen, deren Begründer, Epikur, von 341 bis 370 vor Christus lebte. Obwohl die Welt zu jener Zeit eine ganz andere war, vertrat der antike Philosoph im Kern doch Ansichten, die auch heute noch bedeutungsvoll scheinen. Denn im Zentrum des Epikureismus steht die *hēdoné*, wovon sich unser Begriff des Hedonismus herleitet. Wörtlich übersetzt bedeutet dieser Begriff „Streben

nach Lust“, der jedoch bei Epikur eine spezielle Bedeutung hatte. Es ging nämlich gar nicht darum, sich so viel Lust wie möglich zu verschaffen, sondern angesichts der das menschliche Leben andauernd bedrohenden Leiden die eigenen Ansprüche zu drosseln und die eigenen Begierden zu zügeln. Denn das Resultat eines unbedachten, exzessiven Lebensstils sind unvermeidlich Schmerz und Angst.

Der epikureische Mensch strebt durch die Zügelung seiner Affekte und die Überwindung jeglicher Furcht vor dem Tod einen Zustand des Seelenfriedens an, die sogenannte Ataraxie. Diese harmoniert freilich nicht ohne Weiteres mit unseren Vorstellungen vom Guten Leben. Denn sie schließt bei Epikur ein, dass man sich eine richtige Vorstellung von den Göttern macht – die Götter wollen dem Menschen nichts Böses, sie selbst leben in ewiger Glückseligkeit –, und dass man keine Hemmung vor dem Freitod hat, wenn einem das Leben keine Freude zu schenken, sondern nur noch Qual zu bereiten vermag. Sei dem, wie es sei, der Grundgedanke Epikurs zielt auf die Minimierung unvermeidlichen Leidens durch die Kultivierung einer Freude, die nicht vor den Abgrund der Sucht – auch nicht der Sucht nach Lebendigkeit – führt.

Man sieht, denke ich, dass uns die klassischen Konzepte des Guten Lebens zwar lehrreiche Winke geben können, aber nicht umstandslos auf unsere heutige Situation anwendbar sind. Nebenbei gesagt: Für die Masse des niederen Volkes waren jene Konzepte ohnehin nie praktikabel. Die typisch moderne Form des Lebloigkeitsempfindens, dem die Gier nach einem möglichst intensiven Leben korrespondiert, ist durch den heftigen Wunsch charakterisiert, einem Dasein voller Langeweile, Nervosität und Sinnlosigkeitsempfinden zu entkommen. Ein solcher Wunsch entspringt dem Unglück des kleinen Massenwohlstands, der, bei enormen Wohlstandsungleichheiten, ohne kollektive und religiöse Einbettung in ein heilsgeschichtliches Sinnuniversum auskommen muss. Darin mag man ein relatives historisches und soziales Novum erkennen.

Darüber hinaus jedoch wäre Nietzsches harsches Urteil zu bedenken, wonach die epikureische Lebenshaltung ein kulturelles Verfallssymptom sei, eine Dekadenzerscheinung. Der Apologet des „Übermenschen“ favorisierte bekanntlich das gefühlsstarke, zugleich lustvoll grausame und wahrhaft großherzig gestimmte Individuum. Wenn man Nietzsches vielzitierte Schilderung der „letzten Menschen“ liest, wie sie sich gleich zu Beginn seines prophetischen Werkes *Also sprach Zarathustra* aus den Jahren 1883 bis 1885 findet, dann wird uns das visionäre Bild einer epikureischen Friedensgesell-

schaft vermittelt, welche die folgenden zentralen Merkmale zeigt: Erstens, diese Gesellschaft hat das Ideal des Guten Lebens im Rahmen der demokratischen Möglichkeiten tatsächlich verwirklicht, denn sie ist, zweitens, dem Ideal der gedämpften Lebensfreude, der *hēdoné*, als einer Tugend der Massengesellschaft am nächsten gekommen.

„Und war es denn nicht akkurat das, was wir immer schon wollten?“, fragen wir uns ein wenig irritiert. Irritiert deshalb, weil uns Zarathustras Predigt einen Sozialtypus vor Augen führt, von dem es im Text verächtlich heißt, er sei so unausrottbar wie der Erdfluh:

„Wir haben das Glück erfunden“ – sagen die letzten Menschen und blinzeln. / Sie haben die Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme. Man liebt noch den Nachbar[n] und reibt sich an ihm: denn man braucht Wärme. / Krankwerden und Misstrauen-haben gilt ihnen als sündhaft: man geht achtsam einher [...]. / Ein wenig Gift ab und zu: das macht angenehme Träume. Und viel Gift zuletzt, zu einem angenehmen Sterben. // Man zankt sich noch, aber man versöhnt sich bald – sonst verdirbt es den Magen. / Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit. / „Wir haben das Glück erfunden“ – sagen die letzten Menschen und blinzeln. (*Zarathustra's Vorrede*, Abschnitt 5)

Sehen wir einmal von der Frage der Euthanasie ab – auf Griechisch *euthanasia*: „der schöne Tod“ –, dann wird hier eine Vorstellung vom Guten Leben jenseits metaphysischer und ideologischer Erhitzungen persifliert, von der sich behaupten ließe, dass sie doch gerade für den Menschen, der nicht nur die Wonnen, sondern vor allem die Schrecken und das schreiende Elend der Sucht kennt, eine wahrhafte Utopie repräsentiert: das moderat glückliche Leben in einer achtsamen Umwelt, wo man bei gutem Appetit bleiben möchte, weswegen man einander nicht lange in den Haaren liegt. Man lebt gesund und hat – wie Nietzsches Zarathustra es ausdrückt – sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht, ohne dabei ein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Über Arbeit und Politik wird auch geurteilt, nämlich so:

Man arbeitet noch, denn Arbeit ist eine Unterhaltung. Aber man sorgt, dass die Unterhaltung nicht angreife. / Man wird nicht mehr arm und reich: Beides ist zu beschwerlich. Wer will noch regieren? Wer noch gehorchen? Beides ist

zu beschwerlich. / Kein Hirt und Eine Heerde! Jeder will das Gleiche, Jeder ist gleich: wer anders fühlt, geht freiwillig in's Irrenhaus. (*Ebenda.*)

Aus diesen Zeilen wird nun aber deutlich, worin die Grundgefahr eines derart positiv getönten Lebens, das sich sozusagen auf Sparflamme erhält, besteht. Damit es funktioniert, müssen alle einander gleichwerden, nicht nur, was ihre Ambitionen nach außen hin betrifft, sondern auch ihre Wünsche und Sehnsüchte. Keiner soll sich aus der Herde innerlich entfernen. Spürt jemand in sich eine Fremdheit gegenüber dem, was „man“ ist und tut, ein Einzigartigkeitsverlangen, ein Originalitätsbegehren – kurz: die Lust, Individuum zu werden jenseits der gestanzten Glücksofferte rundum –, dann sollte er sich in psychiatrische Behandlung begeben.

Umgelegt auf die Situation von Menschen, die jenseits ihrer Suchtkrankheit nach einem sinnvollen Leben streben, mutet das Wärmebiotop der letzten Menschen an, als ob alle unter einem sanften Zwang zur Uniformität stünden, *die sie nicht zu einer neuen Lebendigkeit erwachen lässt, sondern dauerhaft einlullt*. Das Szenario ist in eine Opiat-Atmosphäre getaucht. Es kommt als Option des Zusammenlebens überhaupt nur infrage, wenn alle so und nicht anders denken, so und nicht anders empfinden.

Man wird an Aldous Huxleys Dystopie *Brave New World* aus dem Jahre 1932 erinnert, obwohl im dortigen Weltstaat die Menschen sozial keineswegs gleichgestellt, sondern in Kasten gegliedert sind. Wesentlich ist jedoch, dass mittels Eugenik und Konditionierung letzten Endes alle Individuen, auf welchem sozialen Niveau auch immer, ihr Leben als zufriedenstellend empfinden. Dies geschieht durch Ausschaltung jeglichen Verlangens nach Individualisierung, wozu auch eine Droge namens Soma ihren Beitrag leistet. Von außen betrachtet, mutet das kleine dauerhafte Glück in Huxleys *Schöner Neuer Welt* leblos an. Es ist die Folge eines programmierten, nicht eines gelingenden Lebens unter dem Vorzeichen von Individualisierung und Selbstverwirklichung.

Noch einmal gründlicher zu bedenken ist: Im Leben kann fast alles zu einer Sucht werden, auch das Streben nach Lebendigkeit selbst. Man sollte sich daher über ein Konzept des Guten Lebens Gedanken machen, worin als zentraler Wertbegriff zwar jener der Lebendigkeit aufscheint, doch ohne jene Ausrichtung auf Erregungssituationen, die – wie sich sagen ließe – suchtexistenziell indiziert sind. Stattdessen sollten Wertbegriffe wie *autonome Lebensgestaltung und Selbstverwirklichung* ins Zentrum des Lebendigkeitskonzepts gerückt werden. Freilich sind das zunächst nur Worthülsen, die mit In-

halt gefüllt werden müssen. Und obwohl uns unsere Tradition gewisse Richtlinien vorgibt, muss jeder Einzelne für sich nach einer Konkretisierung dessen suchen, worin er – pathetisch gesprochen – den Sinn seines Lebens im Kontext der genannten Werte am ehesten zu erkennen glaubt.

Gewisse Tendenzen unserer Zeit stehen solchen grundlegenden Existenzialleistungen allerdings entgegen. Sie erweisen sich damit als wenig hilfreich, was die Entfaltung eines Konzepts von Lebendigkeit betrifft, das nicht – im Sinne des erweiterten Drogenbegriffs – zur Lebenssuchtfalle geriete. Man hat, unter einem postmodernistischen Gesichtspunkt, davon gesprochen, dass die Idee eines sich selbstverwirklichenden und dadurch zu seiner wahren Identität gelangenden Subjekts ein humanistischer Mythos sei, der den Einzelnen in seiner Freiheit, einmal dieser und ein anderes Mal jener zu sein, repressiv einenge. Der smarte Titel eines deutschen Bestsellers aus dem Jahre 2007 lautete: *Wer bin ich, und wenn ja – wie viele?*

Die Frage, gestellt vom Philosophen Richard David Precht, war die mildere Form der Selbstneuerfindungs-Variante. Deren wilde Erscheinungsformen wurden bereits 1972 im *Anti-Ödipus* von Gilles Deleuze und Félix Guattari vorgeführt. Demnach wäre die Suche nach dem wahren Ich eine Strategie der Unterdrückung, weil nämlich jeder Mensch seinem Wesen nach eine Art Trieb-Rhizom sei, das, erst einmal aus dem Korsett des bürgerlichen Ich-Zwangs befreit, sich in viele unvorhersehbare Lustrichtungen verlieren will. Die einzige Wesensbestimmung des Menschen wäre es demnach, sich dem Zwang aller Wesensbestimmungen zu entwinden, wie sie dem überkommenen Individualisierungsdenken im Kapitalismus eignen. Die Rede war sogar – in bewusster Gegenstellung zur Schulpsychiatrie – vom Multi-Schizo, der wir im Grunde unseres Wunschlebens alle seien.

Die Annahme liegt mehr als nahe, dass derlei anarchische Normierungen gerade demjenigen, der die Suche nach Lebendigkeit als Konsument illegaler Drogen praktizierte, wenig hilfreich sein können. Eher schon treiben sie ihn zurück in eine Scheinfreiheit – eine Freiheit zwar von den Ödlagen des Ich-bestimmten Alltags, doch ohne inneren Halt gegenüber den Lockungen, die den Weg zurück in die Sucht pflastern. Damit dürfte wohl auch das schwierige Unterfangen andeutungsweise umrissen sein, vor dem alle stehen, die dem Drogenabhängigen helfen wollen, wieder oder überhaupt zum ersten Mal ein halbwegs autonomes Leben zu führen. Gegen den Suchtdruck zu lernen, die vorhandenen Energien in den Dienst einer sinnvollen Gestaltung des eigenen Lebens zu stellen, setzt voraus, dass man an die Befreiung aus der Sucht zu glauben imstande ist.

Und dieser Glaube wiederum setzt voraus, dass das Konzept des Guten Lebens als ein Rahmen des Lebendig-Seins, des Sich-lebendig-Fühlens, kein bloßes Hirngespinnst ist – dass man vielmehr, abgesehen von einem Tag-für-Tag-Programm der Rückfallfreiheit –, eine langfristige Perspektive der Daseinsgestaltung hat. Für den suchtkranken Menschen kann es nicht darum gehen, sich laufend neu zu erfinden nach Maßgabe der neuesten Narzissmus-Slogans am freien Markt, der, um den Preis einer Anstachelung der Konsumsucht, auf Umsatzsteigerung und Profitmaximierung setzt.

Es kommt vielmehr darauf an, am Leitfaden von Werten, die einen Sinnhorizont eröffnen, Tag für Tag weiter einen Schritt hinein in die eigene suchtfreie Lebendigkeit zu machen. Das sind die Werte des Guten Lebens, wie sie durch Wortetiketten – namentlich „Autonomie“ und „Selbstverwirklichung“ – richtungsgebend angezeigt werden. Dadurch wird, recht verstanden, keine religiöse Haltung, kein Glaube an eine höhere spirituelle Macht, einem exklusiv säkularen Lebensprogramm geopfert. Entscheidend ist jedoch, dass man die Überzeugung gewinnt, aus einem lebendigkeitsbegabten Wesenskern zu schöpfen, der fühlbar ein Versprechen birgt. Dieses Versprechen wurde einst von Goethe seinem irrenden, geplagten Faust als Himmelsbotschaft ins Textbuch geschrieben: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“

Ich weiß, das hört sich am Ende eines Vortrags über das Gute Leben unter der Bedingung, suchtkrank zu sein, reichlich banal an. Es klingt wie eine Plattitüde, die den Ernst und die Tragik der Droge eher zudeckt, als freizustellen in der Lage wäre. Aber ist es nicht immer so, wenn das Leben zum Kreuzweg geworden ist und die Rettung vor dem Abgrund nicht weniger auf einen Akt der Gnade vertrauen wie auf den guten, unbeugsamen Willen des Einzelnen setzen muss? Letzten Endes sind wir, die Beobachter, die Außenstehenden, trotz all der Sympathie und Energie und Fachkenntnis, die wir dem Hilfesuchenden entgegenbringen mögen, davon abhängig, dass dieser sich selbst befreit, wo immer die innere Kraft herkommen mag, deren er bedarf. Doch darin, im *Unvertretbaren* des Lebendig-Werdens und Lebendig-Seins, liegt eben der Schlüssel zu jener Türe, hinter der etwas anderes beginnt – etwas, das, bei aller Zerbrechlichkeit und Anfechtung, den Namen des Guten Lebens verdient.